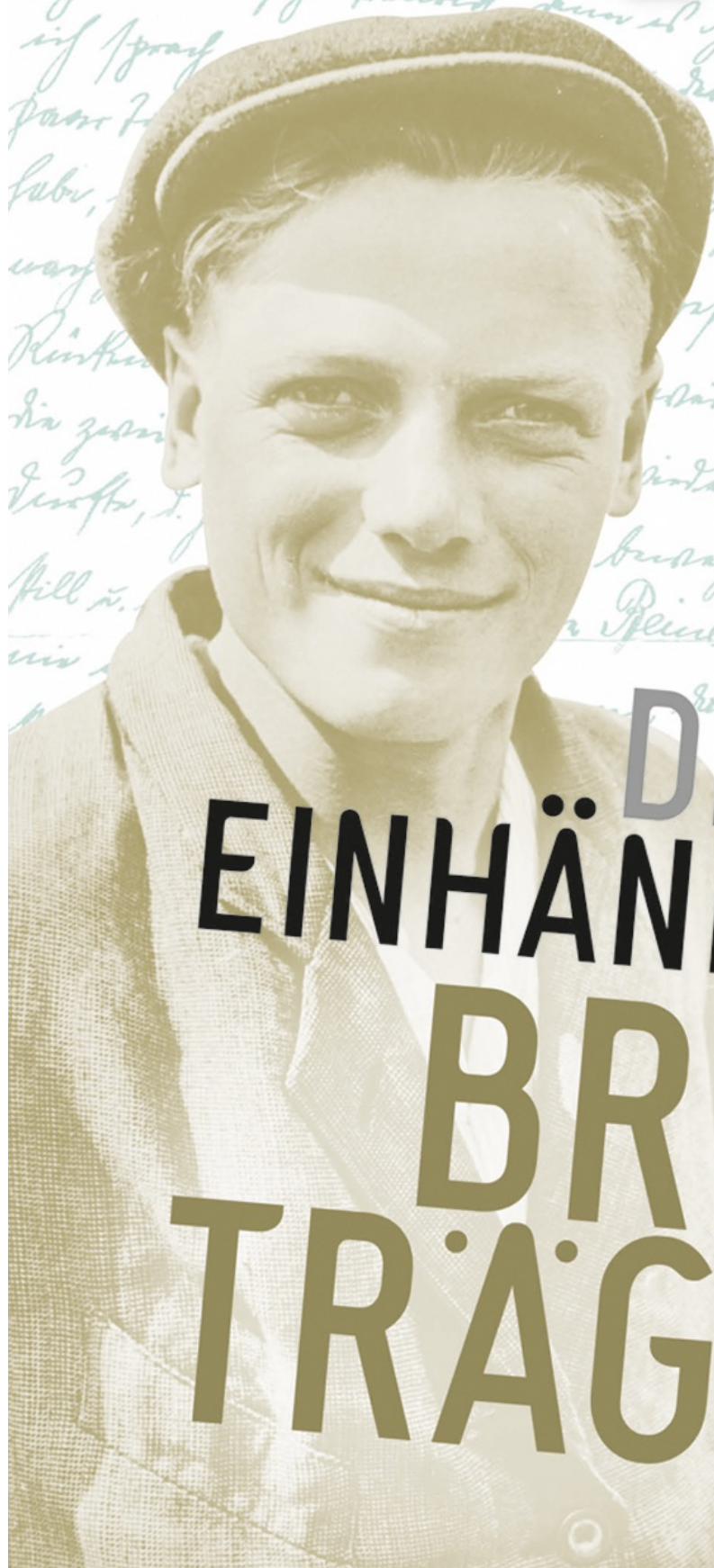


Haiin liaba Haana!

»VON MONAT ZU MONAT NAHM DIE
ZAHL DER SCHWARZEN BRIEFE ZU.«



GUDRUN
PAUSEWANG

DER EINHÄNDIGE BRIEF- TRÄGER

Ravensburger

Oben beim Forsthaus stand ihm noch die Begegnung am Gartentor bevor. Arme Großmutter.

5. KAPITEL

OKTOBER 1944

Vor ein paar Tagen war die Gründung einer Ersatzgruppe im Radio gemeldet worden. »**Volkssturm***« sollte sie heißen: Alle wehrfähigen Männer von sechzehn bis sechzig Jahren, die bisher noch nicht eingezogen worden waren, sollten ihr angehören.

In allen sieben Dörfern wurde heiß über den Volkssturm diskutiert. Schuljungen und alte Männer wurden zur Verteidigung der Heimat benutzt: die einen noch unerfahrene Kinder, die anderen schon steif und zögerlich. Im Ernstfall Kanonenfutter. Anlass zu traurigem Gelächter.

Johann hatte sich in der Zeit, in der er nun wieder daheim Dienst tat, also vom Mai bis jetzt zum Oktober, einer bitteren Erkenntnis nicht verschließen können: dass es in Kriegszeiten keine einfache Aufgabe war, Briefträger zu sein – nicht für den Körper, sondern für die Seele. In seiner Lehrlingszeit hatte er gar keine Schwarzen Briefe austragen sollen. Damals war er noch so jung gewesen, dass man ihn mit dem Leid der Angehörigen nicht belasten wollte. Solche Briefe hatte Hilde Beran unauffällig dem Pfarrer oder dem Bürgermeister zur Weitergabe an die Angehörigen ausgehändigt. Nur *einen* Brief hatte Johann nichts ahnend zustellen müssen.

Von außen war es ein Brief gewesen, der nichts verriet. Ohne Absender.

Johann hatte den Wenzel-Vater schon von Weitem auf seinem Hofplatz Holz hacken sehen. Also hatte er ihm den Brief gleich übergeben können. Der Wenzel-Vater, Kirchendiener und Friedhofsarbeiter, hatte die Axt in den Hauklotz gehauen, um die Hände für den Brief frei zu haben. Er entfaltete ihn und las. Plötzlich begann er zu keuchen und wollte den Brief wegwerfen. Aber seine Hände waren von den Holzscheiten ganz verharzt gewesen. Das Papier blieb an den Fingern der linken Hand kleben. Da riss er mit der rechten Hand die Axt aus dem Klotz und hackte sich den Brief von den Fingern. Das Blut spritzte auf Johanns Uniformjacke.

In diesem Schreiben hatte ein Kaplan dem Wenzel-Vater handschriftlich mitgeteilt, dass sein Sohn vor einer Versetzung an die Front versucht habe zu **desertieren*** und auf der Flucht erschossen worden sei. Friede seiner Seele! Der amtliche Todesschein werde nachgereicht.

Johann hatte sich übergeben müssen.

Seine Mutter – daran erinnerte er sich noch gut – hatte sich mithilfe von Gallseife, Milch und Fleckensalz bemüht, die Tränen- und Blutflecken aus der Uniform zu entfernen. Vergeblich.

»Frag den Georg Stoll, ob er dir seine zweite Uniformjacke borgt«, riet sie ihm, »bis deine Jacke wieder trocken ist.«

»Den Briefträger von Himmlisch-Haag?«, fragte Johann erstaunt. »Warum ausgerechnet den? Der ist doch schon so alt ...«

»Vor Kurzem gerade achtundfünfzig geworden. Der hat die gleiche Statur wie du.«

Der Rat war gut. Georg Stoll, ein stattlicher Mann mit braunen Augen und dichtem braunem Haar, das nur an den Schläfen etwas ergraut war, maß Johann mit aufmerksamem Blick, als er sich als Sohn der Hebamme in Brünnel vorstellte. Er borgte ihm die Uniformjacke ohne langes Hin und Her. Daraus schloss Johann, dass seine Mutter weit über die sieben Heimatdörfer hinaus bekannt war und Achtung genoss.

Wegen der blassen Flecken auf seiner Dienstjacke hatte Johann eine Rüge seines Vorgesetzten einstecken müssen: Er sei mit der staatlichen Uniform, die ihm zwecks Ausübung seines Berufes anvertraut worden sei, nicht pflichtbewusst umgegangen. Als der Gerügte kleinlaut andeutete, wie es zu diesen Flecken gekommen war, hatte der Vorgesetzte noch ungehaltener reagiert: Ein Briefträger habe nur die Aufgabe, Nachrichten zuzustellen, sei jedoch keinesfalls verpflichtet, die Wirkung der Nachrichten abzuwarten und, falls nötig oder gewünscht, den Empfängern schlechter Nachrichten körperlich und seelisch beizustehen.

Nun ja, so sah es der Staat, und der wollte Recht haben. Aber er hatte den jungen Johann mit einem Problem alleingelassen: Wie schaltet man beim Postzustellen sein Herz ab?

Tief verunsichert und ratlos hatte Johann das Büro seines Vorgesetzten verlassen. Tagelang hatte er versucht, die Post mit eisernem Gesicht auszutragen, um keinerlei Gefühle zu zeigen, auch wenn es sich nur um Freundlichkeit handelte.

Aber das war nicht durchzuhalten.

In seiner Not hatte sich Johann an seinen Kollegen, den Briefträger von Himmlisch-Haag gewandt – an eben jenen, der ihm die Uniform geborgt hatte. Das war ein altgedienter Mann, dem alle Probleme dieses Berufes vertraut sein mussten.

»Nein, Hannes«, hatte er zu dem jungen Kollegen gesagt und ihm dabei die Hand auf die Schulter gelegt, »das Herz kannst du nie ausschalten, wenn du ein Mensch bleiben willst. Aber du kannst dir einen Kittel über die Uniformjacke ziehen, einen von den ganz billigen, die man leicht waschen, trocknen und bügeln kann. Darauf lässt du die Briefempfänger Tränen tropfen – und, wenn's sein muss, auch Blut spritzen ...«

»Dann sieht man doch nicht, dass ich Briefträger bin«, hatte Johann erschrocken

geantwortet.

»Wozu muß man das *sehen?*«, fragte der Ältere. »Man *weiß* es doch. Alle Leute in Brünnel, Petterskirchen, Schattney, Öd, Berngraben, Dickicht und Mohren wissen es. Und kommst du wirklich mal in eine Lage, in der du dich von Kopf bis Fuß als Repräsentant der Postverwaltung zeigen mußt, ziehst du den Kittel einfach aus.«

Johann hatte sich also in einem Himmlisch-Haager Laden einen blauen Arbeitskittel gekauft, wie ihn auch der Petterskirchener Schlossermeister trug. Natürlich kostete er außer dem Preis auch ein paar Punkte der [Kleiderkarte*](#).

Der Kittel bekam außer Tränen und Blut auch andere Flecken ab. Zum Beispiel Tropfen aus einem Ölkännchen, das der Briefträger mit seiner Posttasche vom Kotflügel eines Traktors gewischt hatte. Oder zimtgewürztes Pflaumenmus, das aus einem Faschingskrapfen stammte.

Einmal hatte Johann einer jungen Bäuerin in Mohren den strampelnden Säugling halten müssen, während sie eine Einschreibsendung unterschreiben sollte. Aber der Tintenstift war ihr abgebrochen, und da hatte sie erst nach einem Spitzer suchen müssen. Währenddessen hatte die kleine Tochter den Briefträger eingenässt.

Als sie noch gelebt hatte, hatte Johanns Mutter den Kittel immer gleich samstags am Spätnachmittag, sobald er von der Postzustellung heimgekommen war, mit Kernseife gewaschen. Meistens war sie auf einen bloßen Blick hin in der Lage gewesen, Elsternkacke von Finkenkacke zu unterscheiden. Sie wusste, dass die von Drosselkacke verursachten Flecken von allen Vogelkackeflecken am schwierigsten aus Textilien zu entfernen sind. Montag Früh hatte der Kittel sauber, trocken und gebügelt für Johann bereitgegangen.

Als kleines Kind hatte Johann seiner Mutter äußerlich noch geähnelt. Später, nachdem er zu einer beachtlichen Größe hochgeschossen war und schon begonnen hatte, den Mädchen nachzuschauen, hatte er die letzte Ähnlichkeit mit ihr verloren. Denn sie war stämmig, braunäugig und blond gewesen.

Sie hatte das Zeug dazu gehabt, Mutter *und* Vater für ihn zu sein. Brachte er schlechte Noten heim, unterschrieb sie das Zeugnis schweigend. Sie wusste, dass er in der Schule tat, was er konnte. Als sie ihn gefragt hatte, was er werden wolle, hatte er ihr, ohne zu zögern, geantwortet: »Briefträger!«

Da hatte sie erst gestutzt, dann ganz merkwürdig gelacht. Und dann hatte sie gesagt, eigentlich habe sie vorgehabt, ihn auf's Gymnasium zu schicken. Aber wenn er lieber Briefträger werden wolle – na bitte! Als Briefträger lerne er Menschen und Hunde kennen. Und er bekomme ein regelmäßiges Gehalt, mit dem er fest rechnen könne, brauche sich also keine Gedanken zu machen um den Unterhalt seiner Familie, die er einmal haben werde.

Und so war Johann Briefträger geworden und hatte diesen Entschluss nie bereut.